

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 45

Artikel: Erinnerungen eines alten Mechanikers
Autor: Riggenebach, Niklaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen eines alten Mechanikers

SELBSTBIOGRAPHIE VON NIKLAUS RIGGENBACH

• erschienen im Verlag Gute Schriften, Basel

Und so war es denn auch. In wenigen Minuten lagen wir uns in den Armen, und so gross meine Erschöpfung soeben gewesen, so war ich durch dieses Wiedersehen derart freudig erregt, dass ich von Stunde an keine Müdigkeit mehr verspürte, um so mehr als ich bald bemerken konnte, dass der Gemütszustand meines Bruders ein recht befriedigender war, und er sich auch körperlich trotz den unendlichen Strapazen, die er durchzumachen gehabt, zum Verwundern gut erhalten hatte.

Sein Rancho umfasste zirka 1200 Jucharten des schönsten Landes, in der besten klimatischen Region, geeignet zur Anpflanzung aller Landesprodukte. Sein Viehstand war schön und von beträchtlicher Anzahl. Doch verstand er es nicht recht, Geschäfte zu machen, so dass er sein Vieh immer zu billig verkauft. Der grösste Fehler war, dass er keine eigene Familie oder sonst Gesellschaft hatte, mit der er sich hätte unterhalten oder aufheitern können. So lebte er auf seinem Rancho mitten im Walde wie ein Einsiedler. Hätten sich einige Schweizer bei ihm niedergelassen, er und sie wären binnen kurzem reiche Leute geworden. Da er nicht zu bewegen war, eine Köchin zu sich zu nehmen, so kochte er sogar selbst. Man kann sich daher denken, dass ich während meines beinahe dreiwöchigen Aufenthaltes in Guayabo in kulinarischer Beziehung nicht sehr verwöhnt wurde.

Ich tat mein möglichstes, um meinen Bruder zur Rückkehr nach der Heimat zu bewegen, was er aber des bestimtesten ablehnte. So blieb mir nichts anderes übrig, als ihm wenigstens die Zeit meines Aufenthaltes bei ihm möglichst angenehm und heiter zu machen. Mitten im amerikanischen Urwalde sangen wir häufig abends zusammen und waren fidel und guter Dinge. Freilich störte uns hie und da ein Puma, der ganz nahe zum Hause kam und uns eines Abends ein Schwein und Augusts getreuen Hund Carmiola tötete. Wir machten sofort Jagd auf den frechen Burschen, indem wir uns mit guten Messern und ausserdem noch mit meines Bruders altem verrostetem Gewehr bewaffneten. Der feige Räuber riss aber eilends aus. Vermutlich aus Angst vor unserm Gewehr. Die drei Wochen vergingen im Fluge, und ich musste mich von August verabschieden.

Ich reiste nach San José zurück. Das Weihnachtsfest feierte ich — diesmal ohne Schnee und in der ärgsten Sonnenhitze — teils bei der englischen Familie Montgomery, mit der ich die Seereise von England aus gemacht hatte, teils mit einigen Deutschen, für die ich vermittelst einer Zeder einen Weihnachtsbaum herstellte. Das war ein Jubel und eine wahrhaft rührende Freude! Wie begeistert die jungen Leute, die von sich aus nicht auf diesen Gedanken gekommen wären, von jener Weihnachtsfeier nach Hause schrieben, geht am besten daraus hervor, dass mehrere Jahre später der Bruder eines der Teilnehmer jener improvisierten Christfeier meinen in Tübingen studierenden Sohn aufsuchte, um ihn zu fragen, ob er etwa mit dem Ingenieur Rigggenbach verwandt sei.

Da es in San José in der Weihnachtszeit etwa so heiss ist, wie bei uns im Monat Juli, so musste ich mir als Christgeschenk für mich selbst einen Strohhut kaufen, in meinem

7. Fortsetzung

Filz hielt ich es nicht mehr aus. Der Winter war nämlich hereingebrochen, der mit Dezember beginnt und etwa drei, vier Monate dauert. Er besteht dort zu Lande darin, dass es während dieser Zeit fast gar nicht regnet, so dass an vielen Orten das Gras und auch die Blätter einiger Bäume vor Hitze verwelken. Sonst ist in der Temperatur beinahe kein Unterschied zwischen Winter und Sommer, nur dass im Winter wegen des Regenmangels die Hitze um so lästiger empfunden wird. Während der acht Sommermonate regnet es täglich, aber jeweilen nur etwa zwei Stunden lang. Ich erfreute mich übrigens während der ganzen Zeit der besten Gesundheit, doch war mein Puls von regelmässig 65—70 in der Schweiz auf regelmässig 100 gestiegen.

Am 6. Januar ritt ich wiederum von San José nach Kartago, um meinen Bruder zu erwarten, mit dem ich hier eine letzte Zusammenkunft vor meiner Abreise nach Nordamerika verabredet hatte. Es war ein Abschied für immer!

Schtilli Schtund

I der Schtube-n isch es sctill. Duss flatteret ds Loub vo de Böim; es raschlet vo Zyt zu Zyt es dürs Blatt a ds Fänschter. Dämmerigs Liecht fallt dir d'Schybe-n und uf en es Buech, wo ufgschlage-n uf em Tisch lit. Niemer sitzt am Tisch. Nume-n e Schtuel schteit davor, und im Buech chehrt sech mängisch es Blatt — es isch wi wen e Hand drüber schtrichti, wi me's macht, we me-n e widerspänschigi Syte wot abegleit bhalte. Und ds Zyt a der Wand geit, und ds Ganze isch wi-n es Lied ohni Wort. I troue mi fasch nid z'schnuufe, für 's nid z'schöre. Und ds Buech lit no uf em Tisch; aber syni Bleitter bewege sech nümm. Mys Härr chlopft, und mechanisch schtände-n i uuf und gange ga luege, was uf der ufgschlagne Syte schteit. Dert heisst es:

Es fallt a letschte Sunneschyn
Dür ds Fänschterli i Rosmarin.
Aer düüslelet so lys er cha
Zum Schtubezyt... de Wände na...
Und geischtet wi ne letschi Fröid
Um Müetis Bäckli... und vergeit...

Das si Värse, wo-n i einisch der Mueter
gschriben ha — aber wo chunt die früschi Träne-
schpur här uf där Syte? Us liebe-n alte-n Ouge?
Us füechte-n Aschter ir Vase-n uf em Tisch?

WALTER DIETIKER

In San José hatte ich ihm allerlei Gerätschaften und Geschirre, kurz alles, dessen er für seine Wirtschaft benötigte, gekauft und sein Gewehr in brauchbaren Zustand gesetzt. Aus der Schweiz sandte ich dann meinem Bruder einen Neffen, wohl ausgerüstet mit Wolldecken, Kleidern, Schreiner- und Schlosserhandwerkszeug, der ihm beistehen und ihn pflegen sollte. Aber beide sind nach wenigen Jahren gestorben.

In Kartago bewohnte ich das nämliche Haus mit dem einzigen Arzte der 24 000 Seelen zählenden Stadt, Herrn Latour-d'Auvergne, einem etwas verwilderten Nachkommen des berühmten „ersten Grenadiers“ Latour-d'Auvergne, dessen Asche in das Pantheon zu Paris übergeführt wurde. Dieser Latour-d'Auvergne hatte auch eine Art von Apotheke, die meistens nur Liköre enthielt, welche er als die beste Arznei anzusehen schien.

Eines Tages nun erblickte ich einen ganzen Trupp halbwilder Indianer, wie sie noch in der Umgebung von Kartago zu finden sind, vor dem Laden des Arztes stehend und sich gebärdend, als ob sie etwas Böses im Sinne hätten. Als daher mein Doktor sich zu dem Gesindel hinausbegab, fürchtete ich, es möchte ihm ein Leid zugefügt werden, und ging hinunter zu ihm, um nötigenfalls Hilfe zu leisten. Der Doktor sagte mir, es sei keine Gefahr; die Leute hätten nur gerne seinen prächtigen grossen Hund; da sie von den wilden Tieren viel zu leiden hätten, so wollten sie eine Anzahl von Hunden nachziehen, um Ruhe zu bekommen. In Ermangelung von Geld boten sie dem Doktor ein bildschönes junges Mädchen als Tausch für den Hund an. Latour-d'Auvergne war eben im Begriff, den Tausch einzugehen, als ich dazu kam und ihm abriet, einen solchen schändlichen Handel einzugehen. Einen Menschen gegen einen Hund umzutauschen, sei doch ganz unchristlich und eines zivilisierten Menschen unwürdig. Nur mit Mühe konnte ich den Doktor abhalten, diese unmenschliche Tat zu begehen, und als die Wilden hörten, dass ihr Anerbieten abgeschlagen wurde, zogen sie sich lärmend und scheltend zurück und nahmen das Mädchen wieder mit sich. Auch der Doktor war nicht sehr zufrieden und bemerkte mir immer wieder, die Indianer hätten erklärt, das Mädchen habe keine Eltern mehr, und sie wären froh gewesen, es loszuwerden.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Costa Rica reiste ich nach Nordamerika ab. Mein erster Plan war, den Weg über den Stillen Ozean und Kalifornien zu nehmen. Es wurde mir dies aber gänzlich abgeraten als zu gefährlich, da damals die Indianer gar übel hausten. So beschloss ich denn, die Route über New Orleans, den Mississippi hinauf nach New York einzuschlagen. Aber auch diese Absicht sollte mir vereitelt werden, da die Cholera sehr stark in Westindien wütete, und ich auf der Fahrt nach New Orleans mehrere Tage hätte in Havanna verweilen müssen. So gerne ich Kuba kennengelernt hätte, so schien es mir unter diesen Umständen das geratenste, von Colon aus direkt nach New York zu segeln. Ich begab mich also von San José über Punta Arenas und Panama nach Aspinwall, um mich dort einzuschiffen.

Da ich mich längere Zeit auf der Landenge von Panama und in deren Umgebung aufgehalten, so konnte ich mir über die Ausführung eines Kanals von einem Ozean zum andern eine Meinung bilden.

Schon der Bau der Eisenbahn von Aspinwall nach Panama war mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft.

Die Erstellung der Eisenbahn jedoch war ein Kinderspiel gegenüber derjenigen eines Kanals; die technischen Schwierigkeiten sind ganz ausserordentlich, indem Durchstiche zu machen sind in einer Höhe von 70 bis 80 Metern

auf eine Länge von mehreren Kilometern. Dann steigt das Wasser in dem Flusse Chagner oft in kurzer Zeit so stark, dass man ihn nicht, wie man gehofft hatte, als Kanalstück verwenden kann. Allein der Hauptübelstand besteht in der grossen Hitze und dem mörderischen Klima, das Tausende von Arbeitern dahinrafft. Die gesundesten jungen europäischen Ingenieure und Arbeiter erliegen in wenigen Monaten dem Fieber und anderen Krankheiten; sogar die Neger und Chinesen widerstehen ihm nicht und stetsfort musste man frische Arbeitskräfte kommen lassen.

Die Kosten des Kanals waren anfänglich zu 600 Millionen veranschlagt, nun sind bereits 1500 Millionen ausgegeben und noch ist nicht der dritte Teil der Arbeit vollendet. Wer soll die übrigen noch nicht zu berechnenden Millionen geben? Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Riesenbau vollenden und dabei annehmen, dass alles bisher eingelegte Kapital als verloren anzusehen sei. — Es erscheint mir unwahrscheinlich, dass das Riesenwerk, das so grosse Vorteile bieten würde, unvollendet bleibt.

Nach einer achttägigen Fahrt kamen wir in New York an. Der Unterschied der Klimaverhältnisse war sehr deutlich zu fühlen. In Colon stand das Thermometer auf 30 Grad Celsius und in New York auf 8 Grad unter Null. Ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als meinen Panamahut mit einer Pelzmütze zu vertauschen. Von New York aus machte ich eine Rundreise, die mich über Philadelphia, Washington, Baltimore, Pittsburg, Buffalo, die Seen, den Niagarafall, Albany und längs dem Hudsonfluss wieder zurück nach New York führte.

Da diese Städte und Gegenden durch unzählige Reisebeschreibungen und Berichte in Büchern und Zeitschriften genügend bekannt sind, so kann ich mich einer ausführlichen Schilderung der grossartigen Naturschönheiten des Landes sowie einer Aufzählung der herrlichen architektonischen Denkmäler und der Staunen und Bewunderung erregenden industriellen und technischen Leistungen enthalten. In Washington wohnte ich gegenüber dem Kapitol, einem der imposantesten Bauwerke, die ich je gesehen. Von der Spitze des Domes aus genoss ich eine herrliche Fernsicht über das weite Land, über den Potomac und die Schlachtfelder des eben beendigten Bürgerkrieges. In meinem allerliebsten Hotel „Caspari's House“, das einem Graubündner dieses Namens gehörte, der hier sein Vermögen gemacht hatte, war ich sehr gut aufgehoben. Ich hatte da auch Gelegenheit, den bekannten General Sherman zu sehen, der einige Tage nach mir ankam.

Eine weitere sehr interessante Bekanntschaft machte ich in der Person des „Entdeckers und ersten Pioniers von Kalifornien“, des berühmten Generals Suter, der sich schon einige Monate mit seiner Familie in Washington aufhielt, um beim Kongress seine Rechte geltend zu machen. Er verlangte für sein verlorenes Eigentum, das in unermesslichen Ländereien bestand, die gebührende Entschädigung. Wie er mir sagte, hatte er damals begründete Hoffnung, etwa 1 Million Dollar zu erhalten. Suter war gebürtig von Rünenberg (Baselland) und wohnte später in Kandern bei Basel, wo sein Vater Angestellter der Papierfabrik war. Er selber war in Basel zum Kaufmann gebildet worden und hatte sich dann in Burgdorf etabliert. Der Sturz seines Geschäfts bewog ihn 1834 zur Auswanderung nach Amerika, wo er sich ein ungeheures Vermögen erwarb. Doch wurde die Entdeckung des kalifornischen Goldreichs, die sich auf seinem Terrain vollzog, und die ihm grossen Ruhm eintrug, in finanzieller Hinsicht sein Ruin. Durch Betrug und Gewalt der Goldgräber verlor er den grössten Teil seines Besitzes, und die Vereinigten Staaten wollten ihm gutwillig keine Entschädigung geben. (Fortsetzung folgt)

damals ein dreiundsechzigjähriger, aber noch sehr rüstiger Greis mit schneeweissen Haaren war, machte den besten Eindruck. Er sprach noch so gut „Schwizerdütsch“ und trat so bescheiden und einfach auf (den Yankees gegenüber vielleicht zu bescheiden!), als ob er die Schweiz erst verlassen hätte. Nach Aussage seiner näheren Freunde, die seine Verhältnisse genau kannten, besass er damals immer noch eine jährliche Rente von zirka 30 000 Fr., was freilich, da der Wert des Geldes geringer ist als bei uns, nur etwa einem Jahreseinkommen von 6—7000 Fr. in der Schweiz entspricht. Suter hatte seine Frau und zwei seiner Grossstöchter bei sich, welch letztere er bei seinem beabsichtigten Besuch im alten Heimatland in einer Pension unterbringen wollte.

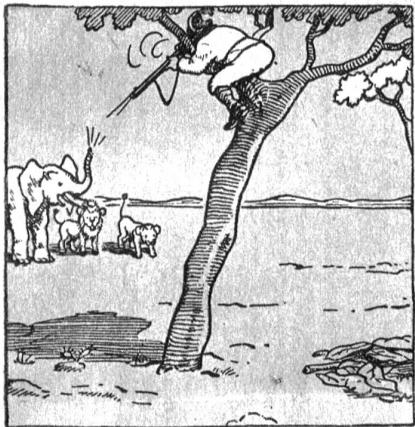
Es ist bekannt, dass der amerikanische Kongress den Hoffnungen oder vielmehr den berechtigten Ansprüchen

des Generals nicht gerecht wurde. Suter musste sich mit dem Troste, als Ehrenmann in ganz Amerika und Europa in bestem Ansehen zu stehen und mit dem historischen Ruhme begnügen, der erste Pionier Kaliforniens gewesen zu sein und der Zivilisation dieses jetzt so blühende Land erschlossen zu haben.

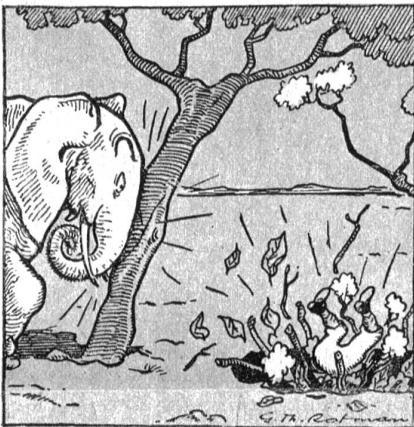
Das Leben und Treiben in den Vereinigten Staaten machte auf mich im Gegensatz zu den eben verlassenen heissen Ländern einen mächtigen Eindruck. Ich sah, dass da die Bevölkerung, statt träge die Gaben der Natur verwahrlosen zu lassen und in den Tag hineinzuleben, wett-eifert in tüchtiger Arbeit, dass die Amerikaner uns und selbst den Engländern weit voraus sind in den Zweigen der industriellen Tätigkeit, und dass geordnete Verhältnisse und ausgedehnte, gute Verkehrsmittel dem strebsamen Manne die Gewähr zum Fortkommen bieten. (Fortsetzung folgt)

Kapitän Klackebusch auf der Löwenjagd

von G. Th. Rotman
8. Fortsetzung
(Nachdruck verboten)



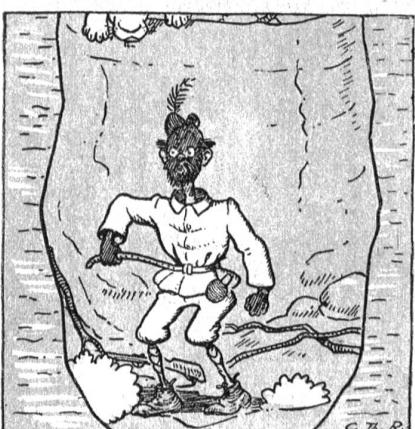
49. «Geht nun alle ruhig nach Hause!» fuhr er fort, als die Grube fertig war. «Ich werde mit den Löwen schon fertig werden!» Zugleich setzte er sich mit seinem Gewehr oben in den Baum. In der Tat kamen bald die Löwen zum Vorschein, aber der Elefant war auch wieder dabei. «Nein, lieber Freund, dich muss ich nicht haben! brummte der Kapitän und schoss lustig auf den Elefanten los.



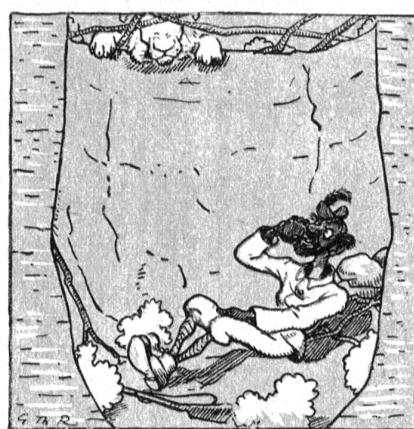
50. Es wollte aber wieder nicht recht gelingen, und als er schliesslich all seine Kugeln verpufft hatte, hatte er noch immer nichts getroffen. «So», dachte der Elefant, «jetzt bin ich an der Reihe!» Er rannte auf den Baum zu und stiess mit solcher Kraft dagegen, dass der Kapitän aus dem Baum und in seine eigene Fallgrube fiel.



51. Betäubt durch den Sturz blieb der Kapitän eine halbe Stunde unbeweglich liegen. Als er wieder zu sich kam, wollte er hinaus, aber ach, du lieber Himmel, da sass, rings um den Grubenrand, ein ganzer Kreis von drohenden Löwen, die auf ihn warteten! Rutsch, ging er wieder nach unten. Aber, wie lange er auch wartete, das Gesindel wollte nicht abziehen ...



52. Fünf Tage verliefen, und noch immer hielten die Löwen Wache. Weder die Ein geborenen, noch die zwei Jungen wagten es, der Grube näher zu kommen. Und währenddessen bekam der arme Klackebusch drunter in der Grube kein Körnchen zu essen, so dass er so mager wie ein Rohr wurde und seinen Bauchriemen immer fester anziehen musste, damit er den Hunger weniger fühlte.



53. Das einzige, was er noch hatte, war ein bisschen Wasser, das in seiner Feldflasche übrig geblieben war. Er nahm es in kleinen Schlückchen zu sich, ohne zu kleckern. Aber am sechsten Tage war die Flasche völlig leer. Ein tiefer Seufzer klang zwischen seinen armen, vertrockneten Lippen. «Ach», murmelte er, «mein ganzes Leben gäb' ich für einen Tropfen Wasser!»



54. Tickicketack! Kaum hatte er's gesagt, als plötzlich so ein unverfälschter tropischer Schlagregen losbrach. Mit langen, dicken Bindfäden prasselte er in die Grube hinein, so dass der arme Kapitän bald bis an die Knie im Wasser stand. — «Man fällt hier von einem Aeußersten ins andere!» seufzte er, «jetzt werde ich noch die ganze Grube leertrinken müssen, damit ich nicht ertrinke!»